



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 13.

Wiesbaden, den 24. Dezember 1916.

6. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Weihnachtssehnen“, von Pfarrer Dr. Luther. — „Der Findling“, von Anselma Heine. — „Ein Wiedersehen“, von Johanna Weiskirch, Braubach a. Rh. — „Germänne“, von Sophie von Adlung. — „Bessere Ede.“

Zum Geleite.

Die größte Torheit ist's, gebeugt durch's Leben zu schreiten. Das Leben ist dem Widerstreben geweiht. Wir sollen uns aufrichten, so hoch wir können.

Weihnachtssehnen

Von Pfarrer Dr. Luther.

Weihnachten war. Ueber die stille Erde, die der Winterschnee eingehüllt, flangen die Glocken, jubelnd, lockend, und wir wanderten zum Kirchlein, um in tiefer Andacht die alte Botschaft der Christnacht zu hören. Unsagbar froh saßen wir dann daheim unter dem Tannenbaume, die Kinder spielten mit den Gaben des Christkinds, wir aber schauten träumend in die brennenden Lichter. Der Weihnachts alter Zauber umfing uns, nur hin und wieder flog ein Wort von einem zum andern, aber auch im geringsten atmete gütig-schmeichelnde Wärme. Friede war auf Erden, um uns, in uns, und wir hielten ganz still, um seine ganze Herrlichkeit zu gewinnen.

Weihnachten ist wieder. Aber so ganz anders wie sonst, ernster, gemessener — eine leise Wehmut will uns überschleichen. Mancher sitzt nicht mehr unter uns, in dessen warme Augen wir schauten, sein Platz ward leer in der Kirche und — daheim. Die Kleinen spielen wohl unschuldig froh — wie einst, aber uns anderen ist, als fluteten dunkle Schatten über den Christbaum und über unsere Seelen.

Weihnachten ist — nein, wir wollen doch die Bangigkeit abschütteln! Die uralte Botschaft der Liebe will ja zu unseren Herzen reden, ganz anders noch wie sonst. Ueber alles die Liebe! Ueber Weh und Leid, über Trauer und Einsamkeit. Öffnet sie dir nicht die Augen für neue Arbeit, die deiner wartet, bindet sie dich nicht inniger an die Menschen, die neben dir schlagen, die dursten nach deiner Liebe Licht, die ihr Leben mit stillem Glanze füllen soll?

Weihnachten ist — sollten unsere Brüder im Feld denken, wir sitzen am heiligen Christ wie verschuchte Vögel ängstlich beieinander? Sie feiern da draußen in prachtvoller Kameradschaft Weihnachten, wenn's auch noch so schlecht zugeht — ihre Gedanken fliegen lieblosend in die Heimat, sie möchten glauben, daß über dem, was ihre tapfere Faust schützt, der heilige Friede der Weihnacht

ruht. Ja, seid nur fröhlich, wir grüßen Euch zum heiligen Christ in alter Treue, Weihnachten ist daheim im alten Geist unseres Heilands — unsere Liebe ist ganz wach, sie schaut nach allem, was der Hilfe bedarf, sie ist helläugiger wie sonst, sie wirbt um alle, auch die Traurigen und Einsamen.

Weihnachten ist — auch wenn die Erde friedlos ist. Aber wir stehen demütiger und sehnuchsvoller denn je an der Krippe zu Bethlehem, und unsere Herzen flehen, daß des Christkinds heilige Liebe wieder aufersteht im dunklen Menschenland.



Der Findling.

Von Anselma Heine.

Frau Geheimrat Gräfe hatte den Heilig-Abend bei einer Jugendfreundin in der Luisenstraße zugebracht, „sehr gemütlich“, wie sich beide Damen gegenseitig wiederholt versicherten. Aber es hatte doch sehr lange gedauert, bis es fünf Minuten vor zehn wurde und man Abschied nehmen konnte unter der Begründung, sie wolle aufbrechen, solange das Haus noch offen, die Treppe noch beleuchtet sei. Jetzt ging die Geheimrätin langsam und ein wenig gähnend auf die Marschallbrücke zu, um dort in die Elektrische zu steigen und heim zu fahren. Sie wohnte im Westen. Aber ihre 50 kam nicht. Wie sie da stand, die gefüllten fremden Wagen an ihr vorüberfuhren, kam sie sich recht einsam und unnütz vor. Im Wasser floss der Widerschein der Laternen zu einem breiten goldenen Strich zusammen, der zitterte. Die Häuser am Ufer lagen schon mit

dunklen Vorderzimmern da, nur in einem, ganz nah, brannte noch der Christbaum. Man sah ihn deutlich durch die unverhüllten großen Fenster. Aber die Lichter flackerten nicht. Die Flammen waren elektrisch.

Die elegante, noch sehr stattlich erscheinende Frau seufzte. Immer stärker wurde in ihr das Gefühl, als gingen alle Dinge sie nichts an und keinem Dinge irgend sei sie selber wichtig. Sie war froh, als endlich ihr Wagen vom Karlsplatz her heranschob, faßte ihr weites Kleid zusammen und bereitete sich zum Aufsteigen. In diesem Augenblick bemerkte sie einen Hund, einen schwarzen Tödel, der unruhig am Brückenansatz hin und her lief, in die Luft schnupperte, dann wieder unbeweglich stand, den Kopf wie suchend nach dem Ufer gewendet. Frau Gräfe liebte Hunde. Es schien ihr etwas Verlassenes und Verzuverlässtes in der Haltung des einsamen Tödels zu liegen, das sie rührte. Ohne Besinnen ging sie auf das Tier zu, das langsam den Kopf wendete und sie mit intelligent forschenden Augen ansah.

"Suchst du dein Herrchen?" fragte Frau Gräfe liebreich. Der Hund kam näher. Neugierig und argwöhnisch beschnupperte er die Pelzboa, die lang herunterhing.

"Weißt du nicht, wo dein Herrchen ist?" fragte die gütige Dame wieder. "Bindest du nicht nach Hause?"

Er begann höflich zu wedeln, machte einen schiefen Kopf und hielt die linke Pfote hoch, seine Augen — er war nicht mehr sehr jung — nähten sich.

"Er ist unglücklich", dachte Frau Gräfe. "Man muß ihm helfen."

Sie blühte sich, ohne darauf zu achten, daß Sammetmantel und Pelzschal im Straßenschmutze schleiften, griff energisch nach dem Lederhalsband und drehte es, bis sie auf der Metallplatte lesen konnte: "Wimmer, Invalidenstrasse 28."

Invalidenstrasse — das war weit! Ganz am Ende der Luisenstrasse.

Der Hund hatte inzwischen eine gespannte erwartungsvolle Haltung angenommen, er knurrte sogar ein bißchen, als die hellen Handschuhe der Dame sich ihm näherten. Als sie aber nun lockte "Männchen, Peter, Minette" wandte er sich gelangweilt ab, nahm sein früheres unruhiges Hin und her wieder auf und schielte nur mit diplomatisch gespielter Gleichgültigkeit manchmal herüber.

Frau Gräfe hatte einen Entschluß gefaßt. Das arme Geschöpf konnte hier nicht die ganze Nacht zubringen. Vielleicht kam auch der Hundefänger. Sie konnte den Hund ein Stück auf den Weg führen, bis er nach Hause fand. Und wieder lockte sie. Aber der Hund kam nicht. Er sah gar nicht mehr nach ihr hin. Da blühte sich die Frau Geheimrat noch einmal, hob das Tier auf, das sich sträubte, und machte sich daran, es zu tragen. Es war viel schwerer, als sie gemeint hatte. So ging sie wieder den Weg zurück, den sie gekommen war, in die Luisenstrasse hinein, am Hause ihrer Jugendfreundin vorbei, und weiter. Der Tödel hatte seinen Widerstand aufgegeben, lag behaglich zwischen Sammetmantel und Muff und kniff die Augen zu, daß nur die gelben Brauensflecke wackten.

"Wenn man mich so sähe," dachte Frau Gräfe lächelnd. An jeder Straßenbiegung blieb sie stehen. Erkannte er denn seinen Nachhauseweg immer noch nicht. Endlich hatte sie die Luisenstrasse durchgemessen; sie war schon tüchtig müde. Nun mußte er ja finden. Aufatmend setzte sie das jetzt ganz heiße Tier zu Boden. Es blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und drehte sich dann wieder entschlossen um, zum Ufer zurückzulaufen.

Na, dann blieb ihr also, wollte sie ihr Samariterwerk nicht unvollendet lassen, nichts übrig, als ihn wieder aufzunehmen und mit ihm weiterzupilgern! Tapfer machte sie sich wieder auf den Weg. An einigen Haltestellen blieb sie stehen und wartete ein paar Minuten, aber allmählich war es nun spät geworden, es kamen nur noch wenige Wagen vorbei, und immer solche, die sie nicht brauchen konnte. Einmal begegnete sie einem Manne, dem sie Geld bot, wenn er das Tier nach Hause brächte. Aber der wollte sich nicht aufhalten. "Um so'n Vieh!"

Der Hund wurde immer schwerer. Der Geheimrätin taten schon die Arme weh. Sie hatte auch ein bißchen Furcht, nachts so allein in unbekannter Gegend. Allmählich aber kam eine große Zufriedenheit in ihr auf. "Ein verirrtes Lamm" sagte sie vor sich hin, und trug ihr Hündlein weiter durch die Nacht. Alle Traurigkeit war von ihr gefallen. Sie hatte sich wieder lieb und glaubte an sich.

Aber Nummer 28 war weit. Immer wieder gab es A und B und C bei jeder Nummer.

Endlich, endlich war die Nummer 28 erreicht. Der Tödel schien jetzt ganz beruhigt. Er lief die Steintreppe zur Haustüre hinauf wie einer, der da jede Stufe kennt und wartete, nachdem Frau Gräfe zweimal hintereinander laut geschellt hatte, mit ihr zusammen, wer da kommen würde. Es war die Portiersfrau in Nachtsack und Unterrock. "Nanu", sagte sie verschlafen. Ihrem Aussehen nach war das Nachdenken eine ihr nicht sehr geläufige Beschäftigung. So ließ sie denn ohne weitere Erkundigung das Tier ein.

"Er gehört doch ins Haus?" fragte die Geheimrätin. Sie hätte gern den Eigentümer selbst gesehen, beobachtet, wie Herr und Hund sich freuten übereinander, aber die Portiersfrau schlug mit einem selbstverständlichen "Jawoll" die Türe wieder zu. Etwas enttäuscht schüttelte Frau Gräfe den Straßensack von ihrem Muff, rieb sich den Saum des Sammetmantels ab und ging dann, so schnell sie konnte, zur nahen Haltestelle, weil ihre 50 da kam.

"Nun ist es doch noch ein schöner Abend für mich geworden", dachte sie, als sie in der Bahn saß, "ein wirklicher Weihnachtsabend."

Und sie freute sich darauf, es ihren Freunden zu erzählen.

"Einen schönen Weihnachtsabend habe ich gehabt", sagte am nächsten Tage der Dadel zu seiner Geliebten. "Man lernt doch nicht aus. Ich bin einer Schwindlerin in die Hände gefallen, einer ganz gemeinen Schwindlerin."

Und er erzählte:

"Du weißt doch, daß die beiden Frauen, die mich bedienen, Frau Wimmer und ihre Tochter, jede Woche einmal in das große Haus gehen, das sie Theater nennen. Sie nehmen mich mit bis zur Brücke und sagen mir, da soll ich auf sie warten, ich kriegen dann auch eine wunderschöne Wurst zu fressen, wenn sie wiederkommen. Ich weiß das jetzt schon auswendig. Aber ich tue doch jedesmal so, als ob ich es zum ersten Male hörte, wedle mit dem Schwanz und freue mich wie unsinnig, das mögen sie gern, die Menschen. Es muß ein großer Andrang sein in jenem Haus, das sie Theater nennen, denn nirgends dauert es so lange, eine Wurst zu kaufen, wie dort. Manchmal muß ich drei Stunden stehen, bis sie sie bringen."

Ich stehe also und warte. Da kommt eine Dame, fein gekleidet, keine arme Frau, die man anbellern muß, fixelt mich am Hals. Ich kann sie doch nicht beleidigen, bis sie fortgeht. Sie kommt also, tut schön mit mir und also ich lasse sie machen. Zuletzt wird mir die Sache zu dumm, ich drehe mich weg und denke an meine Wurst. Aber sie läßt mir keine Ruhe. Zuletzt nimmt sie mich in die Höhe, setzt mich auf das Tierfell, das sie über sich gehängt hat, und trägt mich fort. Erst wehre ich mich, als ich aber sehe, es geht nach meinem Hause, denke ich, die Wimmers haben sie geschickt, sie soll mich holen, und die Wurst wird auch schon zu Hause sein."

Ja, proßt! Wie ich im Hause bin und die Treppen hinauflaufe und "auf" belle, ist noch niemand da. Ich warte, endlich kommen die Frauen, die mich bedienen, nach Hause. Sie fallen über mich her, prügeln mich und schimpfen: "Ich hatt' nicht auf sie gewartet!" Von Wurst natürlich keine Rede. Na, da wußte ich, woran ich war. Ich habe geheult vor Wut. Erst hat sie mich weggeleckt, dann gewaltsam mitgeschleppt, und als sie mich im Hause eingeschlossen wußte, ist sie spornstreichs zurückgerannt und hat an meiner Stelle meine Wurst gefressen. Meine Wurst!

Man lernt doch nicht aus!

Aber ist es nicht empörend, daß es solche Schwindlerinnen gibt? Und noch dazu am Weihnachtsabend!"

Ein Wiedersehen.

Von Johanna Weiskirch, Braubach a. Rh.

Es war am Heiligen Abend des großen Kriegsjahres 1915. Ich hatte bereits zwei Verwundeten-Bescherungen beigewohnt und schritt, erhebender und ergreifender Eindrücke voll, nach der großen Kaiser Wilhelms-Anstalt. Schwester Eva, eine der Oberschwwestern, hatte mich herzlich eingeladen, den Abend dort zu verbringen, was ich gerne annahm. Da die Bescherung für die verwundeten Helden erst für zwei Stunden später im großen Krankensaal anberaumt war, hatte ich noch Zeit, mich nach meinen Bekannten unter ihnen umzusehen und mit ihnen zu plaudern. Sie leuchteten förmlich vor Sauberkeit, waren alle in der rechten weihnachtlichen Stimmung und freuten sich wie die Kinder auf die für sie geschmückte und mit hunderten von Lichtern besteckte riesige Tanne. Jeder hatte Schwester Eva, dem erklärten Liebling aller, irgend etwas selbst ausgeschnittenes oder zusammengebasteltes gegeben, um es an den Weihnachtsbaum zu hängen, und unter den Kameraden herrschte überall geheimnisvolles Getue, Raunen und Flüstern. Jeder hatte ein mehr oder weniger schön verschnürtes Päckchen unter der Decke oder dem Kissen verborgen, um den Schwestern oder auch Kameraden Überraschungen damit zu bereiten. Was die Stimmung ganz besonders erhöhte, war der Umstand, daß es ihnen allen möglich war, an der Bescherung im großen Saale teilnehmen zu können. Für die wenigen, die nicht gehen konnten, standen bereits die Tragbahnen bereit. Die Weihnachtspakete aus der Heimat eines jeden waren reichlich eingegangen, aber nur die ganz besonders Neugierigen hatten es nicht fertig gebracht, mit dem Auspacken zu warten, bis der Baum angezündet war. Im großen Saal, in dem die Neuankömmlinge in den weiß bezogenen Betten lagen und mit glänzenden Augen an der duftenden Tanne hingen, war die Stimmung schon vor der Bescherung geradezu feierlich. Die in den schweren Kämpfen der Champagne verwundeten Helden konnten gar nicht abwarten, bis der Doktor dagewesen war, um ihnen zu sagen, welche Weihnachtsfreuden er ihnen erlaube. Schwester Eva machte mich mit ihnen bekannt und ermutigte mich lachend, den ungeduldigen Kindern die Zeit etwas zu vertreiben. Ich tat mein Möglichstes, ging von Bett zu Bett, ließ mir erzählen und erzählte. So kam ich auch an das Schmerzenslager eines kraftvollen Mannes, dessen blonder Bart und dunkelblaue Augen seltsam mit der südlich dunklen Gesichtsfarbe kontrastierten. Er merkte gar nicht, wie ich neben sein Bett trat, so vertieft war er in den Anblick des Weihnachtsbaumes. Um seinen bärtigen Mund zuckte es wie bei einem Kinde, das anfangen will, zu weinen und seine Blicke glänzten in verhaltenen Tränen. Gewiß war er mit seinen sehnächtigen Gedanken daheim bei seinen Lieben. Als ich mich schon leise an ihm vorüberzuschleichen wollte, bemerkte er mich. Als ob er sich seiner Ergriffenheit schäme, wischte er sich schnell mit dem Handrücken über die Augen und lächelte mir zu. Dieses Lächeln und der mit ihm verbundene Ausdruck des ganzen Gesichtes weckten auf einmal ein eigentümliches Empfinden, eine ferne Erinnerung in mir. Aufmerksam sah ich in des Mannes Züge und hatte das ganz bestimmte Gefühl, ihn schon gesehen zu haben. Aber wann und wo? Es mußte schon sehr lange her sein, aber ich täuschte mich nicht. Schon wollte ich mich erkundigen, woher er stamme, als der Arzt eintrat. Ich nickte dem Verwundeten zu und zog mich in eine der tiefen Fensternischen zurück, bis der Doktor seinen Rundgang gemacht hatte. Unterdessen hatte ich Zeit, mein Erinnern auf die Suche zu schicken, und auf einmal wußte ich, wer da neben mir auf dem Schmerzenslager der Genesung entgegenarrte: der Schwarten-Peter war es, der mit mir aus demselben kleinen Städtchen stammende Schwarten-Peter!

Jahre versanken wie Tage vor meinen Augen, und der Verwundete stand wieder als Knabe an der Türe meines Elternhauses, pochte mit schüchternen Händen an und fragte mit leiser, zager Stimme: „Habt er bei Schwarte?“

Er war das älteste Söhnchen unseres Nachbarn, eines fleißigen Gluckshufers und acht Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter, eine kräftige, nette Frau, blieb nicht lange Witwe. Eines Tages suchte ein fremder, wandernder Schuster-Geselle Arbeit bei ihr. Er war ein großer stattlicher Mensch, der seine Sache besser verstand, als der selbige Meister, und so dauerte es nicht lange, da nahm er nicht nur dessen Stelle in der Werkstatt, sondern auch im Herzen der Witwe ein. Im Anfang ging alles gut, aber in dem Maße, wie die Familie sich mehrte, ließ der neue Meister im Arbeitseifer nach. Bald sah er mehr im Wirtschaften als auf dem Arbeitsschemel, und machte sich keine Sorgen darum, wovon die Seinen lebten, ob sie satt wurden oder nicht. Seine Frau brachte es trotz allen Fleißes allein nicht fertig, die schlimmste Not von der Schwelle ihres immer ärmlicher werdenden Hauses zu halten. Da war es denn der arme Peter, der, immer eines oder zwei der kleinen Geschwister an der Hand, von Haus zu Haus im Städtchen zog und an allen Türen bittend fragte: „Habt er bei Schwarte?“ Natürlich wurden ihm nicht nur Schwarten, sondern auch Speck und andere Lebensmittel gegeben. Er wurde mein ganz besonderer Schützling. Ich hatte ein tiefes Mitleid mit dem armen Jungen, den sein Vater sehr schlecht behandelte. Sein Lächeln und der Blick seiner dunkelblauen Augen, wenn ich ihn beschenkt hatte, griffen mir, dem heranwachsenden jungen Mädchen, immer ans Herz. Er ertrug sein Martyrium bis er konfirmiert war. Da hieß es eines Tages, er sei in die weite Welt gegangen und kein Mensch wisse, wohin. Ich verließ später auch die Heimat. So oft ich mich aber bei gelegentlichen Heimkehrern nach dem Schwartenpeter — die Jugend des Städtchens hatte ihn so getauft — erkundigte, sagte man mir, er sei verschollen. Und nun lag er da vor mir, als einer unserer verwundeten Helden! Ich hatte, als der Arzt gegangen war, die Absicht, mich dem Schwarten-Peter erkennen zu geben, aber ich kam nicht gleich dazu. Die Vorbereitungen zur Bescherung wurden getroffen und Schwester Eva fragte mich, ob ich ihr einige Handreichungen tun wollte. Bald flammte die prächtige Tanne im Glanze ihrer Lichter und durch den großen Raum klang es von den Lippen der Verwundeten und ihrer Pflegerinnen zu den Klängen eines Harmoniums: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Und dann wurden die Geschenke verteilt und die aus der Heimat ausgepackt, und Freude und Jubel herrschten allenthalben. Meine Blicke waren unterdessen immer wieder zu dem Schwartenpeter gegangen und ich bemerkte, daß er einer der Ergriffensten von allen war. Ein Paket schien er nicht erhalten zu haben, aber auf seinen Zügen lag doch eine solche große Seligkeit, als ob ihm ganz besondere Freude zu Teil geworden wäre. Ich ging zu ihm, und da sah ich, daß er ein Kästchen mit beiden Händen umschloß. „Das hat mir das Christkind gebracht“, sagte er mit bebender Stimme und entnahm ihm das Eiserne Kreuz. Da nahm ich seine Hände, drückte sie und sagte: „Meinen herzlichsten Glückwunsch, lieber, alter Schwartenpeter.“ Er fuhr förmlich empor, sah mit weit geöffneten Augen an, während eine dunkle Röte sein Gesicht überzog, und stieß hervor: „Wer — wer sind Sie, daß Sie — meinen Namen wissen, an den ich seit vielen Jahren kaum mehr gedacht habe?“ Ich gab mich ihm zu erkennen, und da ging wieder das Lächeln über sein Gesicht, an dem ich ihn trotz des bärtigen Mundes wiedererkannt hatte. „Sie sind es? Wie wunderbar!“ sagte er und fuhr dann leiser fort: „Ja, Sie waren damals immer gut zu mir, und ich habe in dem neuen Leben, das ich mir drüben überm Meer aufbaute, in dem es mir nach harten Kämpfen gut ging, im Anfang oft an Sie gedacht. Aber dann —“

„Dann vergaßen Sie mich“, sagte ich scherzend.

„Ja, ich vergaß Sie, vergaß im Laufe der Zeit alles, was mit der Heimat zusammenhing, glaubte, sie war mir ganz gleichgültig geworden, weil ich in ihr so eine traurige Kindheit erleben mußte. Ich grüßte ihr. Aber dann — dann kam der Krieg, und da wußte ich, daß mein Herz doch mit allen Fasern an ihr hing. Es litt mich nicht

länger in der Fremde. Unter tausend Gefahren und nach vielen Abenteuern landete ich endlich und stellte mich so gleich unter die Fahnen. Ich habe für die Heimat gekämpft, so gut und so viel ich konnte", schloß er bewegt. "Und haben dafür das Eisene Kreuz bekommen, auf das Sie stolz sein dürfen", sagte ich und drückte ihm noch einmal die Hände.

Eine Weile schwieg er. Dann meinte er leise und zagend: "Kommen Sie — kommen Sie noch ab und zu in die alte Heimat? Wenn Sie dort sagen wollten, daß ich doch kein Verlorener in der Fremde geworden seil. Meine Mutter ist ja lange tot, die Geschwister wohl in alle Welt zerstreut. Ich weiß nichts von ihnen."

Ich sagte ihm, daß ich in der nächsten Zeit unser Heimatstädtchen aufsuchen und dort erzählen würde, daß der Schwartenpeter ein ganzer Mann und ein tüchtiger Held geworden sei, auf den alle Einwohner stolz sein dürften. Da lächelte er wieder sein altes Schwartenpeter-Lächeln. Schwester Eva, ein Brett voll dampfender Weihnachts-Punsch-Gläser tragend, trat zu uns und hielt es uns hin. "Es ist eine ganz dünne Sorte, die der Arzt für heute erlaubt hat," sagte sie. Der Schwarten-Peter dankte, nahm aber kein Glas. Als Schwester Eva weiter ging, sagte er zu mir: "Sehen Sie, das können Sie auch in der Heimat erzählen, daß der Schwarten-Peter keinen Tropfen Alkohol genießt, weil er gesehen hat, wie trostlos sich seine Kindheit und das ganze Leben im Elternhause unter dem dem Trunke ergebenen Stiefvater gestaltete. Seitdem hasse ich den Alkohol." Ich versuchte, ihn von den trüben Erinnerungen abzubringen, was mir auch gelang, und es kam so weit, daß sich das Wiedersehen zwischen dem Schwarten-Peter und mir beim Glanz der Weihnachtstanne zu einem frohen Fest gestaltete, an dem später alle Kameraden und die Schwestern teil nahmen.



Hermännle.

Von Sophie von Abeluna.

Hermännle kam von der Schule heim. Draußen schneite es dicke Flocken, aber sobald sie eine Weile auf der nassen Erde lagen, schmolzen sie und vermischten sich mit dem dicken, braunen Schlamm, der die Straßen bedeckte. Kein lustiges, frisch-fröhliches Weihnachtswetter, wie es die gesunde Jugend so entzückt, ein Wetter zum Schneeballwerfen, zum Rodeln und Schneefahnen!

"Hermännle, hast die Schuh auch recht abgeputzt?" rief die griesgrämige Stimme der Magd aus der Küche. "Ja!" rief Hermann zurück. Er hängte Kappe und Mantel an den dazu bestimmten Ort und ging in das Wohnzimmer. Karlina, die Magd, brachte ein Weisichen darauf sein Besper: eine Butterschmitte und ein Täßchen Kaffee. Sie klopfte im Ofen herum und sagte: "Ich bring dir die Lamp'."

"Nein, bring' sie noch nicht," bat Hermännle: "Erst, wenn der Vater kommt," und Karlina vertiefte brummend das Zimmer.

Der Knabe stellte seine Tasse auf das Fenstersims und setzte sich daneben. Es war nicht ganz dunkel im Zimmer: die zwei Laternen auf der Straße brannten wieder, die ihm fast wie zwei alte Freunde vorkamen, und warfen matte Lichtflähen auf die Stubendecke. Draußen die vielen, hin- und herstehenden Menschen! Und hier innen alles so still, so einsam — und, ach! so traurig . . .

Wie ganz anders war es früher gewesen! Da war hier noch frohes Lachen erklingen, da hatte noch eine Männerstimme frische Lieder gesungen, ein großer, kräftiger Mann, der jetzt immer so einsilbig und wie müde umherging, hatte mit seinem Wilschen gelscherzt und geliebt, und eine Hand, eine liebe, weiche Mutterhand, war durch die blonden Kraushaare gefahren, innige Augen hatten es angeblickt, und sie hatte gesagt: "Hermännle!" Karlina sagte auch "Hermännle" zu ihm — aber wie anders, wie ganz anders klang das . . . Ja, wie eine ganz

andere, seltsame Welt, nein, wie ein ganzer Himmel lag sie hinter ihm, die Vergangenheit. Es war erst ein und einhalb Jahre her, seit die liebe Mutter gestorben war, aber ihm kam es wie eine Ewigkeit vor, eine Ewigkeit voll Jammer und Weh und Entbehrung und Langeweile. Und so sollte es nun weiter fortgehen in alle Ewigkeit, dies öde, freudlose Leben? In der Schule, ja, da vergaß er sich mit den Kameraden und beim Lernen, aber dies Nachhausekommen, dies bittere, bittere Nachhausekommen . . .

Und heute war Christtag — — —

Seit ein paar Tagen war ihm noch ganz besonders weh ums Herz. Frau Winter, die freundliche junge Witwe, die im selben Hause gewohnt hatte, und die ihm manchmal im Vorübergehen ein paar Worte gesagt oder ihm einige Küsse, einen Apfel in die Hand gedrückt hatte, war fortgezogen, aus andere Ende der Stadt. Nun war er ganz allein, ganz verlassen.

Er konnte nicht mehr vor Weh, wenn er an das alles dachte. Die heißen Tränen stürzten ihm plötzlich aus den Augen, er ließ seinen Kaffeebecher fallen, faltete die Hände und aus tiefler, bekümmertester Kinderbrust entrang sich der halberstickte Schrei: "Ach lieber Gott, gib mir die Mutter wieder! Ich brauch' sie so nötig und der Vater auch! Heut', am Christtag!"

Es konnte ja nicht sein; er wußte, es war ganz unmöglich, und doch wurde es etwas ruhiger in seinem Herzen: Die zwei Laternen sahen ihn an, fast wie zwei treue, gute Augen.

Wo nur der Vater so lange blieb?

Da hörte er draußen seinen wohlbekannten Schritt — und doch klang er nicht, wie sonst, sondern fast so rasch und fest, wie früher. Und noch ein Schritt ertönte neben dem seinigen, ein leichterer, kürzerer . . . Der Knabe horchte auf, er alit von der Fenstertafel herab, ein Zittern lief über seinen Körper . . .

Jetzt ging die Türe auf. In ihrem Rahmen stand der Vater, ein Christbaumchen im Arm, und neben ihm eine Gestalt, deren weiche Züge im matten Laternenschein schimmerten.

"Warum ist's denn so dunkel hier?" rief der Vater. "Ich bring dir was mit, Hermännle — eine neue, liebe Mutter! Um Neulahr hat Frau Winter da versprochen, zu uns zu ziehen! Nun, Hermännle, laßt du nichts?"

Ach er konnte ja nicht, konnte nicht vor Freude. Aber sein Mondköpfchen hatte er in dem Schoß der guten Frau geschmiegt, die sich gesetzt und ihn sanft zu sich gezogen hatte, und nach all dem überstandenen bitteren Weh zog zum erstenmal wieder ein seltsamer Kinderhimmel voll süßen Friedens in die gequälte kleine Brust. Und dann gab es in der stillen Wohnung wieder hellen Weihnachtshubel, fröhliches Singen und glückliche, zufriedene Menschen . . .

Hermann ist jetzt schon ein froher Student und kämpft als Soldat in Rumänien wacker mit; aber jenen Weihnachtabend wird er zeitlebens nicht vergessen.



Heitere Ecke.

"Ich habe Annie nicht gesehen, seit sie die Univerfität verlassen hat. Ist es ihr geallt, eine gute Stellung zu finden?" — "Besser als das! Es ist ihr geallt, einen Gatten mit einer guten Stellung zu finden."

Ein irischer Soldat wurde von dem Adjutanten seines Regiments gerufen, bei dem sich die Familie beklagt hatte, daß der Ire während des ganzen Jahres noch nicht nach Hause geschrieben habe. Die übliche Entschuldigung: "Ich kann nicht schreiben." — "Können nicht schreiben?" sagte der Offizier und griff zur Feder. "Well, dann diktieren Sie mir mal, und ich werde Ihren Brief schreiben." — "Wir haben den besten Offizier in der Armee zum Vorgesetzten," diktirte Pat. — "Om!" murmelte der Adjutant und blickt auf. "Well?" — "Der Major ist wie ein Vater zu seinen Leuten." — "Sont noch was?" fragte der Adjutant. — "Entschuldige, bitte, die schlechte Schrift und die orthographischen Fehler," fügte Pat hinzu.

Er betrat den Kramladen und nach zwei Minuten hatte sich ein hübsches Pöfchen Farbe an seinem Beinkleid abgewischt. Er erhob einen großen Rärm und der Ladeninhaber kam herbeigekürrt. "Es ist Ihre eigene Schuld," war dessen mitteillose Bemerkung. "Saben Sie denn den Zettel nicht: 'Frisk gestrichen!'" — "Ja," entgegnete das unglückselige Opfer. "Ich sah ihn wohl, aber ich glaubte es nicht." — "Glaubten es nicht? Aber warum denn nicht?" erkundigte sich der Krämer. — "Ich habe es nicht geglaubt, weil ich hier so häufig, wenn ich komme, etwas als frisch bezeichnet finde, was in Wirklichkeit nicht frisch ist."